PETER AUER

Areale Variation und phonologische Theorie: Überlegungen am Beispiel der mitteldeutschen 'Epenthese'*

Abstract

Anhand der vor allem in den mitteldeutschen Orts- und Regionaldialekten verbreiteten sog. Vokalepenthese wird gezeigt, wie phonologische Theoriebildung und dialektologische Beschreibung sich ergänzen und inspirieren können. Um die dialektologischen Fakten im Zusammenhang der sog. Vokalepenthese nicht nur lexikographisch und dialektkartographisch zu erfassen, sondern auch zu verstehen, ist es notwendig, sich über die *Art* dieses Phänomens Gedanken zu machen. Im vorliegenden Beitrag wird insbesondere diskutiert, ob und wie Modelle aus der Artikulatorischen Phonetik, der Autosegmentalen Phonologie, der Optimalitätstheorie und der zweidimensionalen Variationsphonologie zur Erklärung der Vokalepenthese dienen können.

Ziel dieses Beitrags ist es, anhand eines relativ weiträumigen Phänomens aus den mitteldeutschen Orts- und Regionaldialekten – der sog. Vokalepenthese – zu zeigen, wie phonologische Theoriebildung und areale Variationsanalyse voneinander profitieren können. Die sog. Vokalepenthese ist als Phänomen ausreichend beschrieben und deshalb zu diesem Zweck gut geeignet. Um die dialektologischen Fakten aber nicht nur lexikographisch und dialektkartographisch erfassen, sondern auch verstehen zu können, ist es notwendig, sich über die *Art* dieses Phänomens Gedanken zu machen. Dazu können jüngere Entwicklungen in der theoretischen Phonologie beitragen. Die Phonologie hat in den letzten 10 bis 15 Jahren radikale Entwicklungen mitgemacht; dabei sind Traditionslinien wieder erkennbar geworden, die die klassische generative Phonologie abgeschnitten hatte. So rückt die heutige Phonologie in mancher Weise wieder näher an jene, die im letzten Jahrhundert für die Begründung der wissenschaftlichen Dialektforschung entscheidend war.

---

* Mein Dank für Kommentare und Hinweise geht an Renate Raffelsiefen und Jürgen E. Schmidt, der mir freundlicherweise auch die noch nicht veröffentlichten Karten des Mittelhessischen Sprachatlases zur 'Epenthese' zur Verfügung stellte.

1. Das Phänomen: Sproßvokale zwischen Sonorkonsonant und Konsonant

Die sog. mitteldeutsche Vokalepenthese betrifft Wörter wie std. *zwölf*, *Kelch*, *Milch*, *Storch*, *fünf*, *Sturm*, die dialektal oder regionalsprachlich *zwelef*, *kelich*, *mellech*, *storech*, *fennef*, *sturem* o.ä. realisiert werden. Einer einsilbigen Form mit Verbindung von Sonorkonsonant und Frikativ oder zwei Sonorkonsonanten in der Silbencoda steht also eine zweisilbige (trochäische) gegenüber, in der diese auslautende Konsonantenverbindung durch einen unbetonten Vokal aufgelöst ist.

Der Teil des deutschen Sprachraums, in dem das gesuchte Phänomen vorkommt (bzw. vorkam), wird durch die Karten des Deutschen Sprachatlases zu den Wörtern *zwölf* (KDSA 203), *fünf* (KDSA 224), *Dorf* (KDSA 132), *dürft* (KDSA 133), *gestorben* (KDSA 33)¹ und *selbst* (KDSA 32) umrissen. Die Ausdehnung der sog. Epenthese ist am größten in den silbenauslautenden Konsonantenverbindungen aus Lateral/Nasal und Frikativ (Abb. 1). Dabei sind zwei zusammenhängende Areale zu erkennen: einmal ein relativ gut umschriebenes Gebiet im westlichen Westfränkischen (gesamte N/S-Ausdehnung des Westfränkischen, von Xanten im Norden bis Straßburg im Süden, östlich etwa bis Mainz – Limburg – Olpe), zum anderen ein diffuseres im westlichen Hessischen und im Ost- und Südfränkischen, mit vereinzelt Ausläufern ins Thüringische.

Wesentlich kleiner ist das 'Epenthese'-Gebiet in den Verbindungen aus /r/ und Konsonant (Abb. 2). Für *Dorf* ist das westfränkische Areal weniger ausgedehnt, überschreitet aber im Norden die Lautverschiebungsgrenze; es reicht allerdings im Süden nicht einmal mehr bis Saarbrücken. Das östliche Gebiet überschneidet sich mit dem für *fünf* und *zwölf* fast nicht: es liegt wesentlich weiter im Südwesten, etwa zwischen Heidelberg, Stuttgart und Ansbach. Im nördlicheren Gebiet gibt es einige, in Thüringen nur noch wenige Einzelnennungen. Für (*ihr*) *dürft* zeigt nur ein kleines Gebiet um Mosel und Rhein 'Epenthese', dazu gibt es einige einzelne Belege im südwestl. 'Epenthese'-Areal von *Dorf*.

Noch geringer ist die Verbreitung der sog. Epenthese in Konsonantenverbindungen aus Sonorkonsonant und Plosiv (Abb. 3); in *gestorben* und *selbst* kommen fast nur dann Sproßvokale vor, wenn der std. Plosiv als Frikativ realisiert wird (also z.B. als *storreve*, *storrewe* oder als *selewe*,

¹ Hier stehen Sonorkonsonant und Folgekonsontant nach herkömmlicher Silbifizierung nicht zusammen in der Silbencoda, sondern verteilen sich auf zwei Silben. Die Epenthese muß in diesem Fall als analogischer Ausgleich aus den Formen des Singular-Paradigmas gesehen werden. Alternativ kann man auch von Ambisilbizität des /b/ ausgehen.

Abb. (1): Ungefähre Ausdehnung der 'Vokalepenthese' in den Wörtern *fünf* und *zwölf* (= Sonorkonsonant + Frikativ) nach den Karten 224 und 203 des KDSA.

Abb. (2): Ungefähre Ausdehnung der 'Vokalepenthese' in den Wörtern *Dorf* (Rechtsschraffur und Kreuze) und *ihre dürfte* (Linksschraffur und Punkte) (= /r/ und Frikativ) nach den Karten 132 und 133 des KDSA.

Abb. (3): Ungefähre Ausdehnung der 'Vokalepenthese' in den Wörtern (ge)storb(en) (Rechtsschaffur, Punkte) und selbst (Linksschaffur und Kreuze); in allen Fällen ist der std.-sprachl. Plosiv als Frikativ realisiert.

selevs). (Nur im Gebiet um Heidelberg gibt es eine wesentliche Anzahl von Ausnahmen; auch die *dörep*-Fälle nördlich der Lautverschiebungsgrenze sind auffällig.)

2. Eine artikulatorische Erklärung

Den Weg zu einer artikulatorischen Erklärung der sog. Vokalepenthese hat schon Sievers (1901, S. 294f.) gewiesen. Nach Sievers entstehen Sproßvokale aus silbentragenden Konsonanten, also in erster Linie Sonorkonsonanten, evtl. auch Sibilanten. Zumindest eine minimale Drucksilbe neben der Haupttonsilbe ist Voraussetzung. Die 'Epenthese' selbst kommt zustande, wenn (a) in der Konsonantenverbindung eine Umstellung der Artikulationsorgane nötig ist und (b) eine geringfügige zeitliche Fehlkoordination der Artikulationsbewegungen beim Übergang zwischen Sonorkonsonant und Folgekonsonant eintritt. Im Fall von *fünf* ~ *fünf* ist z.B. die Umstellung von apikal-alveolar zu labiodental notwendig. Die von Sievers genannte geringfügige Fehlkoordination betrifft im Übergang von [n] zu [f] das Aussetzen der Stimmlippenvibration, die Lösung des nasalen Verschlusses, die Lösung des apikalen Verschlusses und die Herstellung einer labiodentalen Engebildung. Es kommt nach dem Sieverschen Modell zur Sproßvokalbildung, wenn als Folge einer sekundären Drucksilbe auf dem Nasal die nasale und apikale Verschußlösung eintritt, ohne daß sofort eine neue labiodentale Geräuschbildung einsetzt, und wenn zwischen diesen beiden Artikulationsbewegungen die Stimmlippen noch schwingen. In der Phase, in der die Luft unter Vibration der Stimmlippen relativ ungehindert durch den Mundraum entweichen kann, wird ein Vokal wahrgenommen, dessen Qualität unbestimmt ist (= Zunge in der Ruhelage) oder durch die Zungenstellung in der Übergangsphase in der einen oder anderen Weise gefärbt wird. Im zweiten Fall kann sowohl die konsonantische Umgebung als auch der Vokal der Akzentsilbe einen Einfluß ausüben (vgl. die schematische Darstellung in Abb. (4)).

Wenn wir von der Bildung eines Sproßvokals oder von „epenthesis“ reden, ist dies also irreführend: artikulatorisch gesehen ist kein zusätzlicher Aufwand nötig; es kommt nichts dazu zu den sowieso notwendigen artikulatorischen Gesten. Die notwendige Umstellung der Artikulationsorgane wird lediglich zeitlich etwas weniger gut koordiniert und erfolgt weniger abrupt.

Genauso argumentiert heute eine der wichtigen neueren Richtungen in der phonologisch orientierten Phonetik, nämlich die *Artikulatorische Phonologie* (etwa: Browman/Goldstein 1991, Browman/Goldstein 1992). Die grundsätzliche Annahme ist, daß bei den meisten phonologischen

Veränderungen (anders als in der generativen Phonologie vermutet wurde) keine Segmente oder Merkmale weggenommen oder hinzugefügt werden, sondern daß sich viele Veränderungen aus einer rein zeitlichen Reorganisation verschiedener artikulatorischer Gesten erklären lassen.

Abb. (4): zeitlicher Ablauf der Vokalepenthese im Beispiel *fünef* nach Sievers

Diese Gesten können 'gedehnt' oder 'gespreizt' werden, so daß zwischen ihnen 'Löcher' entstehen (die dann z.B. mit farblosen Vokalen gefüllt werden), oder sie können 'gestaucht' und dabei entweder verkleinert werden oder sich überlagern; im Extremfall verstecken sich schwächere Gesten vollständig hinter stärkeren und können nicht mehr wahrgenommen werden.

Im Modell der Artikulatorischen Phonologie (hier nach Kröger 1993) läßt sich der Sieversche Gedanke etwas ausgefeilter darstellen; Abb. (5) vergleicht die einsilbige Form (Version a) mit der trochäischen mit Schwa (Version b) sowie der trochäischen mit 'Vokalharmonie' (Version c: in diesem Fall aufgrund der Entrundung im Stammvokal ein [I]). Die ersten beiden Formen unterscheiden sich lediglich in der zeitlichen Streckung des Übergangs von Sonorkonsonanten zu Frikativ. Im dritten Fall wird der epenthetische Vokal dadurch gefärbt, daß sich die Zungenlage vom Akzentvokal mehr oder weniger auf das ganze Wort ausdehnt. Auch hier ist nur die zeitliche Restrukturierung für die oberflächliche Variation verantwortlich; es wird kein /i/ eingefügt oder gar ein Schwa zu /i/ gemacht, sondern lediglich eine bestimmte Geste (die die Lage des Zungenkörpers betrifft) ausgedehnt.

Die zeitliche Spreizung, die zur sog. Vokalepenthese führt, hat ihr Komplement in der zeitlichen Verdichtung; in diesem Fall kann der umgekehrte Fall der scheinbaren Vokaltilgung eintreten, wenn die einzelnen artikulatorischen Gesten soweit aneinanderrücken, daß der Zentralvokal (der ja keine eigene Geste impliziert) dieser Kompression zum Opfer fällt. (Dies ist z.B. bei der Reduktion von std. *Karren* > *Karrn*, *Kneuel* > *Kneul* der Fall.)

Abb. (5a): Aktivierung von Artikulationsgesten bei der Produktion von *fünf*

Abb. (5b): Aktivierung von Artikulationsgesten bei der Produktion von *fünef*

Abb. (5c): Aktivierung von Artikulationsgesten bei der Produktion der trochæischen Form in einem entrundeten und 'vokalharmonisierenden' Dialekt

Obwohl die Artikulatorische Phonologie die Entstehung von Sproßvokalen wie auch die umgekehrte Kontraktion von Trochäen zu Einsilblern gut beschreiben kann, weil sie den zeitlichen Charakter des Sprechens ernst nimmt, erfaßt sie doch den eigentlich prosodischen Charakter dieses Prozesses nicht, denn sie nimmt weder auf Silben- noch auf Wortstrukturen Bezug. Hier liefert uns die autosegmentale Phonologie einen weiteren Erklärungsbaustein.

3. Eine autosegmentale Darstellung

Die Wiederentdeckung der Silbe in der neueren Phonologie (vgl. zusammenfassend Vennemann 1986; 1988) war vielleicht der deutlichste Brückenschlag zur vor-generativen Theoriebildung. Die Silbe ist mehr als eine Verknüpfung von Phonemen; sie hat ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten. Im besten Fall besteht sie aus einem möglichst wenig sonoren Silbenansatz und einem möglichst sonoren silbentragenden Kern, und sie hat keine Coda: sie hat also die Struktur CV (mit C = Plosiv). Unter den an- oder auslautenden Konsonantenverbindungen sind diejenigen vorzuziehen, in denen die Sonorität der Segmente von der Peripherie zum Nukleus hin zunimmt. Sonorität wird also – wieder an Sievers anknüpfend – graduell verstanden (vgl. z.B. die Sonoritätshierarchie bei Vennemann 1988, S. 9).

Die Wörter *fünf*, *zwölf*, *Kelch*, *Milch*, *Storch*, *Sturm*, etc. genügen den Silbengesetzen insofern, als die Sonorität der Konsonanten in der Coda abfällt: Sonorkonsonanten sind immer sonorer als Frikative, zumal stimmlose. Die Coda dieser Wörter ist aber nicht optimal, denn die Distanz der beiden Konsonanten auf der Sonoritätsskala ließe sich noch erhöhen (z.B. durch Vokalisierung des Sonorkonsonanten, wie dies bei /r/ häufig, bei /n/ und /l/ zumindest in einer Reihe von Dialekten geschieht). Außerdem würde eine optimale Silbe auslautende Konsonanten, ja Konsonanten-Cluster überhaupt vermeiden. Betrachtet man die 'Epenthese' unter dem Aspekt der Silbenstruktur, so zeigt sich, daß sie die Silbenstruktur verbessert (Abb. 6):

Abb. (6)

Eine (C)CVCC-Silbe wird in zwei Silben aufgelöst, die beide dem Ideal der CV-Silbe näher kommen als die Ausgangssilbe, denn sie haben (wenn man den intervokalischen Konsonanten als ambisilbisch versteht) beide CVC-Struktur.²

Die *Silbenphonologie* erklärt auch die unterschiedliche Frequenz (Verbreitung) der 'Epenthesevokale' in den Coda-Sequenzen Lateral/Nasal + Frikativ, /r/+ Frikativ, Sonorkonsonant + Plosiv: der Silbenauslaut im Einsilbler ist um so schlechter (und die trochäische Variante um so naheliegender), je geringer der Sonoritätsabfall ist. Dieser ist zwischen /r/ und Folgekonsonant größer als zwischen den übrigen Sonorkonsonanten und Frikativ (vgl. u.a. die größere Vokalisierungstendenz in den Varietäten des Deutschen), und sie ist natürlich auch zu einem Plosiv größer als zu einem Frikativ. Daraus ergibt sich die Vorhersage, daß auch in Sequenzen aus zwei Sonorkonsonanten die 'Epenthese' eine große Rolle spielen sollte (denn diese unterscheiden sich ja in ihrer Sonorität bestenfalls geringfügig); Tab. (1) (vgl. S. 83ff.) wird dies in der Tat bestätigen.

Allerdings liegt die prosodische Strukturdifferenz zwischen *fünf* und *fünnef* nicht allein auf der Silbenebene; gerade für das Deutsche ist eine andere, höhere prosodische Ebene mindestens genauso wichtig (Auer 1994), nämlich die des phonologischen Worts. Die Epenthese macht auf der Wortebene aus dem Einsilbler mit seiner komplexeren Silbe einen Trochäus, also jene für die heutige deutsche Lautgestalt so wichtige (cf. Eisenberg 1991) Fußstruktur mit Reduktionsvokal in der unbetonten Position.

² Vgl. zur Vorhersage der 'Epenthese-Stellen' in der Autosegmentalen Phonologie u.a. Itô (1989).

Auch hier gilt: genauso natürlich und für das Deutsche mannigfaltig belegt ist der umgekehrte Vorgang, bei dem ein Trochäus durch Verlust seines unbetonten Silbenträgers zum Einsilbler wird. Dieser Prozeß ist nicht silbenphonologisch begründbar (er verschlechtert ja die Silbenstruktur), seine Teleologie ist vielmehr ausschließlich auf der prosodischen Ebene des phonologischen Worts angesiedelt; die Akzentsilbe im Trochäus tendiert in Sprachen vom Typ des Deutschen („akzentzählend“; vgl. Auer/Uhmann 1988) dazu, unbetonte Silben an sich zu binden.

Die Sichtweise, die den Fakten am besten gerecht wird, scheint nun die folgende zu sein: für ein Wort, das z.B. aus den vier Phonemen /fYnf/ besteht, stehen im Deutschen (= Standardvarietät und regionale Varietäten) zwei wortprosodische Muster zur Verfügung, nämlich Einsilbler und trochäischer Zweisilbler. Silbenstrukturell gesehen können (wegen des Sonoritätsabfalls von /n/ zu /f/) beide mit der Lautsubstanz in Verbindung gebracht werden, wobei das eine Muster mehr der wortphonologischen Teleologie der Kompression unbetonter Silben entspricht, das andere mehr der silbenphonologischen der Sonoritätsoptimierung. Die Standardvarietät und zahlreiche Dialekte/Regionaldialekte wählen die erste, die genannten mitteldeutschen Dialekte/Regionaldialekte die zweite. Phonemsequenz und prosodisches Muster sind nach diesem Modell zwei zunächst unabhängige Strukturen, die aufeinander abgebildet werden.

Die sog. Epenthesevokale wie auch der umgekehrte Fall einer scheinbaren Schwa-Tilgung sind also sowohl artikulatorisch wie auch prosodisch sehr plausible und in diesem Sinne „natürliche“ Phänomene.

4. Lexikalische Komplikationen

Damit ist allerdings noch nicht gesagt, ob dieser „natürliche“ Prozeß in den heutigen Dialekten noch wirksam oder lediglich lexikalisiertes Überbleibsel einer früher produktiven Erscheinung ist. Um die Frage der Lexikalisierung zu beantworten, muß zum einen weiteres dialektologisches Material berücksichtigt werden, zum anderen müssen die historischen Quellen der trochäischen und einsilbigen Formen mit in die Diskussion einbezogen werden.

Dazu wurden drei 'trochäische' westfränkische Dialektgebiete anhand des Rheinischen Wörterbuchs, des Pfälzischen Wörterbuchs und des Luxemburger Wörterbuchs genauer betrachtet.³ Tabelle (1) (im Anhang

³ Das Saarbrücker Wörterbuch (Braun/Mangold 1984) erwies sich als völlig unergiebig, obwohl die Stadt in einer trochäischen Dialektlandschaft liegt:

S. 83ff.) führt alle gebräuchlichen einsilbigen standarddeutschen Simplicia auf, die auf Sonorkonsonant und Frikativ oder auf zwei Sonorkonsonanten enden, und nennt ihre areal gebundenen Entsprechungen gemäß den Eintragungen in diesen Wörterbüchern; außerdem enthält die Tabelle die mhd. und ahd. Vorgänger.

Ein Vergleich mit diesen Entsprechungen in den älteren Sprachstufen zeigt, daß viele der Trochäen keine Erfindung der pfälzischen, rheinländischen und luxemburgischen Dialekte sind. Sie sind vielmehr schon im Althochdeutschen entstanden (vgl. etwa *zwe lif* 'zwölf', *kelih* 'Kelch', *hanaf* 'Hanf', *pferrih* 'Pferch').⁴ Daß sie in der nhd. Standardvarietät wie auch vielen Dialekten nicht mehr erhalten sind, ist Ergebnis einer Synkopierung, die unterschiedlich alt ist: manche Trochäen sind bereits im Ahd. wieder einsilbig geworden (*storah* > *storc*), manche im Übergang zum Mhd. (*einlif* > *eilf*), manche in mhd. Zeit (*zwe lif* > *zwe lf*), wiederum andere erst im Übergang zum Frühnhd. (*hanef* > *hanf*); in einem Fall ist die Synkopierung nie erfolgt (nämlich in nhd. *kranich* < ahd. *kranuh/kranih*).⁵ (Die treibende Kraft hinter dem allmählichen Verschwinden der Trochäen über diesen langen Zeitraum hinweg ist natürlich das oben schon erwähnte prosodische Prinzip, nachdem in „akzentzählenden“ Sprachen in Trochäen die Akzentsilbe die Nebenakzentsilbe an sich zieht, ein Prinzip das in vielen Varietäten des Deutschen seit dem späten Althochdeutschen wirksam wird und das vor allem die Standardvarietät geprägt hat.)

Sind also die sog. epenthetischen Vokale gar keine „natürliche“ Entwicklung der genannten Dialekte, sondern einfach ein Überbleibsel aus alter Zeit? Diese Annahme ist in der Tat für eine Reihe von Wörtern plausibel,

---

offenbar sind die Städte schon wesentlich weiter an die Standardvarietät herangerückt.

⁴ Vgl. zu einer prosodischen Interpretation dieser ahd. 'Epenthese' Kaltensbacher (1996).

⁵ In der auslautenden Konsonantenfolge /r/+ Frikativ scheint die Vokaltilgung also früher erfolgt zu sein als in der auslautenden Konsonantenfolge /l/+ Frikativ; zuletzt erfolgte die Tilgung in der Verbindung Nasal + Frikativ. Diese Reihenfolge entspricht der abnehmenden Sonoritätsdistanz zwischen den beiden Phonemen und ist deshalb im Rahmen der Silbentheorie gut erklärbar; vgl. die Diskussion des „constraints“ SONMAX in Abschn. 4. Die fehlende Synkopierung in *kranich* mag mit der Anhebung des unbetonten Vokals zu /i/ zu tun haben; zumindest die späteren (mhd., früh-nhd.) Synkopierungen setzten wohl einen Zentralvokal voraus, so daß Anhebung von Schwa zu /i/ den Vokal gegen Synkopierung schützte. (Ich verdanke diese Hinweise Renate Raffelsiefen.)

besonders für diejenigen Belege, die erst spät verkürzt wurden. Für die althochdeutschen trochäischen Belege, die schon früh ihre Zweisilbigkeit verloren haben, ist die Annahme einer Kontinuität des Substandards über einen recht langen Zeitraum von bis zu 1000 Jahren hinweg zwar weniger plausibel, aber immerhin möglich. Daß aber historische Kontinuität nicht die ganze Wahrheit sein kann, beweisen die zahlreichen Fälle, in denen historische Quelle und heutige Form nicht übereinstimmen; diese Fälle sind gar nicht so selten, wie ein zweiter Blick auf die Tabelle zeigt (fettgedruckte Formen). So waren die heute in den Dialekten trochäischen Formen für nhd. *Wolf*, *Molch* oder für das vorher ausführlich diskutierte *fünf* weder ahd. noch mhd. zweisilbig; umgekehrt sind die ahd. mehrsilbigen Wörter *Mensch* (> *mennisco*), *Hirsch* (> *hir(u)z*), *Fels* (> *felis*) heute in den Dialekten durchgängig einsilbig. Noch dramatischer ist die Nichtübereinstimmung bei Sequenzen aus zwei Sonorkonsonanten, die in den alten Sprachstufen fast alle einsilbig waren. Schon aus Gründen der schieren Masse ist hier auch die Ausflucht in die „Analogie“ nicht überzeugend. Schließlich gibt es modernere Lehnwörter, die bei Übernahme in die Dialekte Sproßvokale ausgebildet haben, und die deshalb ebenfalls gegen eine rein historische Erklärung sprechen; vgl. in der Tabelle den Beleg *Lärm* (> fr. *alarme* ; dial. meist *lärem*).

Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang auch das Verhalten der folgenden, unterschiedlich alten lateinischen Lehnwörter (Beispiele aus dem Dialekt von St. Arnual/Saarbrücken, nach Steitz 1981, S. 53):

[linjə]	: [linɪɕ]	Linien	: Linie
{familjə}	: {familtɕ}	Familien	: Familie
[be:dasiltɕ]		Petersilie, etc.	

In diesen Fällen spielt die phonologische Form der Gebersprache nur eine geringe Rolle; die entscheidende Konsonantenverbindung im Auslaut kam ja erst durch die dialektale Tilgung des unbetonten auslautenden Vokals (in *linea*, *familia*, *petrosilium* bzw. ihren dt. Entsprechungen *linie* (ahd./mhd.), *familie* (nhd.), *petersilie* (ahd./mhd.)) zustande. Die entstehende auslautende Kombination von Nasal oder Lateral und stimmhaftem palatalem Frikativ /nj/ oder /lj/ war für die trochäischen Dialekte keine mögliche Oberflächenform und wurde durch Auslautverhärtung, Koronalisierung und Sproßvokal in eine akzeptable phonetische Wortgestalt überführt ([linje > linj > linɕ > linɪɕ] (> linɪɕ)).⁶

⁶ Manche eng verwandten Dialekte haben das Problem übrigens anders gelöst, was die areale Kleingliedrigkeit des Phänomens zeigt. So z.B. der Dialekt von Großrosseln, nur ca. 20 Kilometer entfernt von St. Arnual (nach Pützer 1988):

Obwohl also die dialektalen trochäischen Formen teils Vorläufer auf den ahd. und mhd. Sprachstufen haben, ist es nicht möglich, die heutigen Dialektformen als reine Reflexe dieser alten Formen zu verstehen. Teils haben die Dialekte sicherlich alte Trochäen bewahrt und dabei diese prosodische Gestalt der einsilbigen vorgezogen, die sich andernorts im Mittelhochdeutschen fast immer durchgesetzt hatte. Teils haben sie diese Vorliebe für die trochäische Gestalt aber auch aktiv eingesetzt und auf die Lautsubstanz mhd. oder entlehnter einsilbiger Wörter angewendet.

Aus der Zusammenstellung in Tab. (2) ergibt sich eine weitere phonologische Kontextbeschränkung, die den phonologischen Rahmen erneut einschränkt, in dem überhaupt Trochäen verwendet werden:

[linjə]	: [lin]	Linien: Linie
[familjə]	: [famiʎ]	Familien: Familie
	[be:dasiʎ]	Petersilie etc.

Die phonemische Sequenz /nj/ bzw. /lj/ hat sich ebenfalls weiterentwickelt, aber in einer ganz anderen Richtung: sie ist zu einer Einfachkonsonanz geworden. Dabei wurde ihr zweites Element (/j/) jedoch nicht einfach getilgt, sondern als eines seiner Merkmale – Palatalität – auf den Vorgängerkonsonanten, also den Nasal oder Lateral, übertragen: er wurde palatalisiert. Wie in St. Arnuall impliziert auch die Großrosseler Form eine artikulatorische Vereinfachung. Im Gegensatz zu jener führt sie jedoch zu einer perzeptorischen Verschlechterung, denn die zugrundeliegende Form ist aus der oberflächlichen nach der Zusammenfassung zweier Segmente in eines nur noch schwer zu rekonstruieren.

	trochäisch	einsilbig
/lf/	+	
/ls/		+
/lç/	+	
/lj/		+
/nf/	+	
(/ms/	+	)
/ns/		+
/nç/	+	
/nj/		+
/rf/	+	
/rç/	+	
/rj/		+
/lm/	+	
/rm/	+	
/rn/	+	
(/rl/		+))

Tab. (2): Möglichkeit von Sproßvokalen nach Qualität der Konsonantenverbindung in der Coda

Die trochäische Form ist überall (wenn auch nicht unangefochten) nachweisbar, wo das zweite konsonantische Element im Silbenabfall (der Coda) kein Sibilant – /s/ oder /ʃ/ – ist. Das Ergebnis paßt zum Sonderstatus der Sibilanten in der deutschen Silbenstruktur, wo sie bekanntlich die Sonoritätshierarchie sowohl im Silbenanstieg wie auch im Silbenabfall verletzen können. Viele Autoren, die im Rahmen der Autosegmentalen Phonologie argumentieren, stufen deshalb die Sibilanten als extrasilbisch ein. Überträgt man diese Analyse auch auf die Dialekte, so läßt sich leicht sehen, warum hier keine 'Vokalepenthese' stattfindet: der rechte Silbenrand ist schon einfach und kann nicht durch Sproßvokale verbessert werden (Abb. (8)).

Abb. 8

Die heutige Verteilung der Trochäen und der Einsilbler ist dennoch nicht lautgesetzlich, sondern lexikalisiert. Die trochäischen Formen gelten in keinem Dialektgebiet und für kaum ein Wort unumstritten, und die Schwankungen zwischen trochäischer und einsilbiger Wortform sind – den genannten Wörterbüchern folgend – enorm.

5. Optimalitätstheorie: eine formale Erklärung für areale Variation?

Im deutschen Sprachraum ko-okkurrieren die einsilbige und die trochäische Form für Wörter wie *Milch*, *fünf*, *dürf*- (in *dürft*), etc. Damit ist aber die areale Variation noch nicht erschöpfend beschrieben. Die Karten des (K)DSA geben z.B. für die genannten Wörter folgende wichtigste Varianten:⁷

MILCH: *milch, melch, malch, mlch, miulch, mulch*
                       milich, milach, milech, melich, melech
                       müch, muuch, mōch, moch, miuch, muich
                       milk, mulk, melk, m(i)olk, milg, melg
                       mil, mul, mōl, muil
                       mili, muli, müli, melli, milō, mile

FÜNF: *fünf – fief – fünef > etc. > fūmpf > etc.*

⁷ Abgesehen von der 'Epenthese' sind nur die häufigeren Varianten berücksichtigt, d.h. solche, die für eine Gruppe von Varianten (= Zeile) mindestens 1 % erreichen.

DÜRF(T):	<i>derf-, dürf-</i>
	<i>deref-, deraf-, deruf-</i>
	<i>derv-, derw-</i>
	<i>dörb-</i>
	<i>dörm-</i>
	<i>dör-</i>
	<i>däf-, dōw-, dōb-, dōhm-</i>
	<i>drōf-, drōw-, drüb-, etc.</i>
	<i>droh-, dah-</i>

Gibt es übergreifende Prinzipien, die diese Varianten insgesamt erklären können? Die generative Phonologie hat sich lange für solche Fragen so gut wie nicht interessiert. Erst in jüngster Zeit zeichnet sich ein neues theoretisches Paradigma ab, das systematisch sprachliche Variation und sprachlichen Wandel in die Theoriebildung inkorporieren kann, nämlich die sog. *Optimalitätstheorie* (Prince/Smolensky 1993), die z.B. Kiparsky (1994) und Antilla (1995) bereits auf die Beschreibung von Variation und Sprachwandel angewandt haben. Für das Deutsche liegt eine Arbeit über die Bewahrung bzw. Tilgung des Schwa vor (Raffelsiefen 1995). In diesem Abschnitt soll die Optimalitätstheorie versuchsweise auf die genannten Daten angewandt werden.

Die Grundidee der Optimalitätstheorie ist eine Radikalisierung der schon seit langem in der Phonologie zu beobachtenden Tendenz, auf Regeln zu verzichten. In der Optimalitätstheorie wird eine Unmenge von denkbaren (und auch nicht denkbaren) zugrundeliegenden Formen von einem selbst recht uninteressanten Algorithmus generiert.⁸ Zur Evaluation dieser Formen werden universal gültige Beschränkungen („constraints“) formuliert. Sie eliminieren solange Formen, bis die tatsächlichen Oberflächenrealisierungen einer bestimmten Varietät übrig bleiben.⁹

⁸ Die Extension dieser Menge ist sicherlich ein ungelöstes Problem in der bisherigen Entwicklung der Optimalitätstheorie. In der folgenden Diskussion dieses Abschnitts werde ich lediglich Formen berücksichtigen, die zumindest prinzipiell (wenn auch nicht unbedingt in dem jeweiligen Wort) im deutschen Sprachraum vorkommen.

⁹ Darin liegt die Ähnlichkeit zur Natürlichen Phonologie, die von den Optimalitätstheoretikern auch durchaus anerkannt wird, obwohl sie es in ihren eigenen Arbeiten oft versäumen, die phonetische Basis für die von ihnen postulierten „constraints“ zu explizieren; in der Natürlichen Phonologie wurde dies meist unter Rekurs auf Artikulation und Perzeption versucht. Vgl. Stampe (1972), in Anwendung auf die Dialektphonologie Auer (1990, S. 20ff.).

Diese Idee der sprachimmanenten Bewertung einer großen Anzahl von Varianten nach bestimmten allgemeinen Prinzipien (Präferenzen, Gesetzen, Präferenzgesetzen, ...) bietet sich für eine Übertragung auf sprachliche Variation geradezu an. Sprachliche Verschiedenheit ist dann intersystematisch (kontrastiv, typologisch) das Resultat unterschiedlicher Hierarchisierung von universalen Beschränkungen in verschiedenen Varietäten oder Sprachen; intrasystematisch (variationslinguistisch) tritt sie dann auf, wenn innerhalb einer Varietät die Beziehung zwischen zwei oder mehr Beschränkungen strukturell nicht festgelegt ist, sondern nach sozialen oder eben arealen Gesichtspunkten gewählt werden kann.

Für den Ausschnitt der deutschen Phonologie, der uns hier interessiert¹⁰, können wir mindestens die folgenden „constraints“ ins Spiel bringen (in der Regel von Prince/Smolensky 1993 übernommen, teils aber auch von Vennemann 1988 bzw. Raffelsiefen 1995 inspiriert):

- *SCHWA Tilge Reduktionsvokale! (=Tendenz der Akzentsilbe, andere Silben an sich zu ziehen; der Reduktionsvokal muß nicht unbedingt zentral ([ə]) sein)
- PARSE Die phonemische Substanz einer Lautkette muß bewahrt bleiben! (Dementsprechend sind Tilgungen Verletzungen von PARSE.)
- *CODA Öffne die Silbe! (=Vermeide die Coda!)
- SONMAX Maximiere die Sonoritätsabnahme im Silbenabfall (Coda), maximiere die Sonoritätszunahme im Silbenanstieg (Onset)!
- *COMPLEX Silbenpositionen dürfen nicht mit mehr als einem Segment verbunden werden! (Die Beschränkung gilt sowohl für Konsonantenverbindungen als auch für Di- oder Triphthonge.)

Während *SCHWA und PARSE dichotomisch sind (allerdings können natürlich in einem Wort mehrere Reduktionsvokale vorkommen), sind die übrigen Beschränkungen skalar: sie können mehr oder weniger eingehalten werden. So ist *CODA um so weniger erfüllt, je mehr Konsonanten in der Coda stehen, SONMAX um so weniger, je geringer der Sonoritätskontrast auf der Sonoritätsskala ist, *COMPLEX um so weniger, je mehr Konsonanten in der Konsonantenverbindung stehen.

¹⁰ Die folgenden Bemerkungen sind als vorläufiger Versuch zu verstehen, die Optimalitätstheorie auf die areale Variation bei den auslautenden Konsonantenverbindungen anzuwenden. Viele Fälle sind nicht erfaßt, etwa die Schwa-Apokope, die in manchen Dialekten neue Auslaut-Cluster entstehen läßt (vgl. Beispiel S. 59, FN. 6).

Die von der Basis generierten Formen für die Wörter *fünf*, *dürft* und *Milch* sind unter anderem die im DSA faktisch nachgewiesenen. Wie lassen sie sich aus unterschiedlichen Hierarchisierungen der genannten Beschränkungen erklären? Die Liste der tatsächlich vorkommenden Formen zeigt, daß es sich außer um die in der Standardvarietät wie auch in vielen Regionalvarietäten übliche einsilbige Form mit auslautender Konsonantenverbindung um die folgenden Varianten handelt: (a) die trochäische Form mit Sproßvokal (Typ *milech*), (b) die einsilbige Form, in der die auslautende Konsonantenverbindung durch Tilgung des Sonorkonsonanten vereinfacht worden ist (Typ *mū:ch*), (c) die einsilbige Form, in der die auslautende Konsonantenverbindung durch Tilgung des Obstruenten vereinfacht worden ist (Typ *mil*), (d) die trochäische Form, in der der auslautende Obstruent getilgt worden ist (Typ *mili*), (e) die einsilbige Form, in der der Sonorkonsonant in der auslautenden Konsonantenverbindung vokalisiert worden ist (Typ *muich*), (f) die einsilbige Form, in der der auslautende Obstruent kein Frikativ, sondern ein Plosiv ist (also etwa die Form nördlich der Lautverschiebungsgrenze, Typ *milk*), (g) die einsilbige Form, in der Metathese stattgefunden hat (Typ *dröf*), (h) die trochäische Form, die durch Schwa-Epithese entsteht (Typ *fünfe*) und (i) die einsilbige Form mit vollständiger Silbenöffnung (Typ *droh*). Zum Vergleich sind in der folgenden Tabelle außerdem die Formen für *Kind* aufgeführt, ein Wort, in dem auch in den trochäischen Dialekten keine 'Epenthese-Vokale' vorkommen.

Tab. (3) (S. 66f.) zeigt für die Wörter std. *Milch*, *fünf*, *dürft*, *Kind*, welche der genannten Beschränkungen durch die regionalen Formen jeweils verletzt werden (*).¹¹ Eingeklammerte Formen sind nicht belegt; hinter jeder belegten Form steht die ungefähre Prozentzahl der Beleganteile an den Gesamtbelegen des DSA.

In der Tabelle sind die in der Standardvarietät gewählten Formen durch Pfeile gekennzeichnet. Es wird deutlich, daß diese Varietät bereit ist, sämtliche Beschränkungen zu verletzen, wenn nur *SCHWA und PARSE erfüllt sind. Die Relevanz der anderen „constraints“ verschwindet in der Hierarchie. *CODA hat z.B. keinerlei Wirkung, sonst würden anstelle der Form *milch* Einsilbler mit vereinfachter Auslautkonsonanz gewählt werden, die *SCHWA ebenso erfüllen (wie z.B. anstelle von *milch* die ebenfalls nachgewiesenen Formen *mil*, *muich*, *mū:ch*).

¹¹ Bei SONMAX indiziert die Zahl die möglichen Maximierungsstufen auf einer Sonoritätshierarchie Vokal >/r/ >Liquid, Nasal >Frikativ >Plosiv. Etwa: *fünf* ließe sich maximieren durch Ersatz des Nasals durch /r/ oder einen Vokal, oder durch Ersatz des Frikativs durch einen Plosiv, d.h. der Wert ist '3'.

mhd.		*SCHWA	SONMAX	*COMPLEX	FTBIN	*CODA
<i>fünf</i>						
→	fünf (40)		3	*	*	**
	fünef (5,5)	*				*(*) ¹
	(fū:f)				*	*
	fem (0.3)				*	*
	(füne)	*				(*)
	fief (39)		1	*	*	*
	[fūmpf] ² (16)		?	**	*	***
	(fnüf)		3	*	*	*
	fünfe ³	*		(*)		*(*)
	(fū)				*	
<i>mil(i)ch</i>						
→	milch (30)		3	*	*	**
	milech (26)	*				*(*)
	müch (3)				*	*
	mil (3,5)				*	*
	mili (7,5)					(*)
	muich (0,3)		1	*	*	*
	milk (38)		2	*		**
	(mlik)		4	*	*	*
	(milche)	*		(*)		*(*)
	mü (0.7)				*	
<i>dürf- (t)</i>						
→	dürf- (67)		2	*	*	**
	deref- (0,5)	*				*(*)
	döf- (10)				*	*
	dör- (9)				*	*
	(döre-)	*				*(*)
	düwf- ⁴		1	*	*	*
	[dörb-] ⁵ (3)		1	*	*	**
	dröf- (10.5)		1	*	*	*
	dürf-(e) ⁶	*		(*)		*(*)
	droh (1)		1		*	
<i>kint</i>						

—>	kint (80)		2	*	*	**
	(kinit)					*(*)
	ki(i)t (2)				*	*
	ken (2)				*	*
	(kini)					*(*)
	(kint)		0	*	*	*
	—					
	(knit)		2	*	*	*
	(kinde)	*		(*)		*(*)
	kü (0.03)				*	

Tab. (3): Sproßvokale, Sonorant-Tilgung, Auslauttilgung, Sproßvokal + Codaverlust, Vokalisierung, Fortisierung, Metathese, Schwa-Epithese und Coda-Verlust in vier Wörtern des Deutschen sowie Optimalitäts-Bewertung (Ziffern in Klammern sind die auf- bzw. abgerundeten Häufigkeitsangaben des KDSA.)

Auch die Metathese ist eine Optimierung der Silbenstruktur; sie verringert gemäß *CODA die Komplexität des Silbenlauts und verbessert die Sonoritätszunahme von der Schale zum Kern (SONMAX). Daß die Umstellung nur in der Konsonantenfolge aus /d/ und /r/ möglich ist (vgl. etwa das Westfälische um Münster: *fief* – *milk/melk* – *drūf/drōw*) läßt sich leicht aus dem größeren Sonoritätsabfall zwischen den beiden Phonemen erklären, der SONMAX besonders gut erfüllt. Wiederum werden *SCHWA und PARSE sehr hoch bewertet:

*SCHWA >> *CODA, SONMAX >> ...

Die trochäischen Dialekte stufen hingegen die Bedeutung von *SCHWA geringer ein. Sie verwenden jedoch meist nicht in allen Wörtern Sproßvokale, sondern lediglich in denen des Typs *fünf* und *Milch* (Übergang von Sonorkonsonant zu Frikativ, nicht aber von Sonorkonsonant zu Plosiv, selten beim Übergang von /r/ zu Frikativ); dies wird durch SONMAX erklärt, wenn für die Wirksamkeit dieser Beschränkung ein Schwellenwert von ≥ 3 angesetzt wird.¹² Dialekte mit SONMAX ≥ 3 be-

¹² Ungeklärt bleibt dabei freilich die Tatsache, daß auch in den wenigen Simplicia mit auslautender Plosiv-Verbindung (*Abt*) und den zahlreichen mit auslautender Frikativ-Plosiv-Verbindung (*Heft*) keine „Epenthese“ stattfindet, obwohl die Sonorität des ersten Cluster-Elements dreifach verbessert werden könnte und deshalb SONMAX ≥ 3 einschlägig wäre.

werten zwar bestimmte Konsonantenverbindungen in der Coda negativ, sie halten sich jedoch zugleich an die Beschränkung PARSE, die Tilgungen, wie sie etwa in den Dialekten mit vereinfachter Coda – Typ *mili* – vorkommen, ausschließt, also:

SONMAX (≥ 3) >> PARSE >> *COMPLEX >> *SCHWA

Weitergehende Reduktionen zu CVCV (*mili* etc.), wie wir sie in Teilen des Bairischen finden, können im Prinzip aus einem höheren Stellenwert von *CODA in der Hierarchie erklärt werden. Hier stoßen wir allerdings auf Probleme. Denn obwohl *mili* die „constraint hierarchy“

SONMAX >> *CODA, PARSE >> ...

suggeriert, ist diese Hierarchisierung ja nicht auf andere Lexeme übertragbar: im mittelbair. Dialekt südl. von München werden z.B. die vier Wörter aus Tab. (3) *fünf/fimpf* – *mili/müli* – *derf* – *kind* gesprochen. SONMAX ≥ 3 kann die 'Epenthese' in *Milch*, nicht aber die unterlassene Epenthese in *fünf* erklären. (Auch wenn wir die synchrone mit einer diachronen Perspektive vertauschen, ist wenig gewonnen: mhd. *mil(i)ch* bleibt trochäisch, mhd. *kelich* oder *zwei(i)f* nicht.)

Auch die Vereinfachung der auslautenden Konsonantenverbindung, sei es durch Tilgung des Sonorkonsonanten, des auslautenden Obstruenten oder beider Auslautkonsonanten, ist leicht als stärkere Gewichtung von *CODA und *COMPLEX (in Fällen wie *dāf*, *fem* oder *mū*) zu erklären; Vokalisierung des Sonorkonsonanten, die zu einem komplexeren Nukleus führen, lassen sich als Folge einer höheren Bewertung von *CODA (aber nicht *COMPLEX, das ja weiterhin verletzt bleibt) beschreiben. Aber wiederum gilt: wenn etwa das Zentralschwäbische östl. von Stuttgart die Realisierungen *fief* – *milich* – *derf/dürf* – *kiend/keed* hat, dann manifestieren sich in diesen Formen unterschiedliche Hierarchisierungen der Beschränkungen aus Tab. (3) (zu erwarten wäre entsprechend *fief* und *keed* auch *miuch* oder *mū:ch* bzw. *dāf* o.ä.). Auch die wenigen Dialekte, die bei *Dorf*, *dürfen*, etc. ebenfalls Sproßvokale haben (jedoch nicht bei *Kind* etc.), kann das Modell mit einer einzigen „constraint hierarchy“ nicht erfassen.

Damit ist das grundsätzliche Problem der Anwendung der Optimalitätstheorie auf die areale Variation im Deutschen skizziert. Während die meisten der dialektalen Realisierungen (ebenso wie die der Standardvarietät) an sich als Ergebnis einer bestimmten Anordnung von Beschränkungen oder Präferenzgesetzen formuliert werden können, ist die Vorhersage ein-

zelter lexikalischer Formen, die in einer bestimmten Dialektregion oder einem bestimmten Ortsdialekt gelten, aufgrund der Lexikalisierung der phonologischen Prozesse wie Sproßvokalbildung, Coda-Vereinfachung, Metathese, Vokalisierung etc. nicht möglich. Damit scheitert der Versuch der Optimalitätstheorie, Variation zu erklären, aus ähnlichen Gründen wie der der junggrammatischen Lautwandeltheorie.

Man könnte (zurecht) einwenden, daß die Idee eigenständiger Ortsgrammatiken (im Sinne von Einzelvarietäten, die von Regionalvarietäten und dem Standard unabhängig sind) kaum tragfähig und die Suche nach Erklärungsmodellen für solchermaßen postulierte Systeme genauso unsinnig wie deren empirische Realität (in der heutigen Situation des Deutschen) zweifelhaft ist. Vielleicht sollte die Analyseebene von dieser Ebene auf die des deutschen Gesamtsystems erweitert werden, so daß die Varianten in Tab. (3) nicht als intersystemische Variation zwischen Ortsgrammatiken, sondern als intrasystemische Variation in der deutschen (Gesamt-)Phonologie zu verstehen wären? In diesem Fall wäre zu erwarten, daß die Optimalitätstheorie die Häufigkeit des Auftretens verschiedener Realisierungsformen vorhersagen kann: 'bessere' (optimiertere, harmonischere) Formen sollten sich eher durchsetzen als 'schlechtere' (die die „constraints“ stärker verletzen). Ein Blick auf die Frequenzangaben in Tab. (3) zeigt, daß auch hier die Erklärungskraft der Optimalitätstheorie gering ist: die einsilbigen Standard-Realisierungen sind in allen Fällen am häufigsten belegt, obwohl sie alle Beschränkungen außer *SCHWA und PARSE verletzen. Hingegen sind weitgehend optimierte Formen wie *droh-* ('dürf-') extrem selten. Durch die Annahme weiterer Beschränkungen (z.B. morphologischer Art) läßt sich das System zwar beliebig verfeinern; damit stellt sich aber zunehmend die Frage, ob die Optimalitätstheorie überhaupt falsifizierbar ist (vgl. Hinskens 1995). Denn durch die in der Theorie angelegte Möglichkeit, einzelne „constraints“ – außer in einer Varietät – so tief zu hierarchisieren, daß sie faktisch nicht zum Tragen kommen, werden letztendlich zur Erklärung von Einzelvarietäten oder -varianten nötige Regularitäten zu universalen Prinzipien stilisiert. Die Art und Anzahl dieser Beschränkungen ist – anders als in der natürlichen Phonologie, auf derer Teleologien sich Prince/Smolensky (1993) u.a. beziehen – nicht kontrollierbar.

Insgesamt ist es noch zu früh, um die Optimalitätstheorie aus dialektologischer Sicht zu bewerten. Die gesamte Anlage der Theorie zielt darauf ab, die verschiedenen Alternativen in einem bestimmten instabilen Sprachzustand zu modellieren. Sie ist deshalb eher eine Theorie, die historische Entwicklungen erklären kann, als daß sie die Dynamik in der heutigen Dialektsituation erfaßt: der einzelne Dialektsprecher generiert

sicherlich nicht eine Menge von Formen, um sie dann nach verschiedenen Kriterien zu optimieren – er verfügt schon von Anfang an über ein mehr oder weniger variables und mehr oder weniger für Wandel anfälliges Repertoire.

6. Um welchen Typ von Strukturregelmäßigkeit handelt es sich?

Auf der Grundlage der Materialdiskussion in Abschn. 3 können wir nun zur Frage zurückkehren, welchen Status die trochäischen vs. einsilbigen Realisierungen auslautender Konsonantenverbindungen aus Sonorkonsonant und Konsonant im phonologischen System der Sprecher aus denjenigen Regionen des deutschen Sprachraums haben, in denen beide Formen alternieren. Dazu ist es notwendig, auf ein *zweidimensionales Modell* der Phonologie zurückzugreifen, das auf der horizontalen Dimension die Variation zwischen dialektal(er)en und standard(-näheren) Realisierungen innerhalb des Repertoires und auf der vertikalen Dimension verschiedene Typen struktureller Regelmäßigkeiten erfaßt (vgl. zu Details Auer 1990, 1993, 1995).

Die vertikalen Dimension unterscheidet auf dem Hintergrund der *Natürlichen Phonologie* drei Typen von Strukturregelmäßigkeiten. Beim ersten Typ handelt es sich um phonetische oder phonetiknahe Prozesse (postlexikalische Regeln), die auf der Physiologie des Sprech- und Hörereignisses beruhen; in der Regel vereinfachen sie den Artikulationsvorgang. Sie sind nicht bewußt, nur schwer kontrollierbar und phonetisch graduell, d.h. mehr oder weniger stark realisierbar. Wenn sie (wie üblich) kontextabhängig sind, werden sie in allen einschlägigen Kontexten gleichermaßen angewendet, d.h. sie sind weder von lexikalischen noch von morphologischen Bedingungen abhängig. Beispiele aus der nhd. Standard-Varietät wären etwa die Schwa-Tilgung in Dreisilblern (Typ *bess[ə]rer*, *Wand[ə]rer*, aber nicht: *dunkle*, *Regler*) oder die „Konsonantenepenthese“ in *fü[mp]f*, *Se[mp]f*.

Davon müssen morphonologische Strukturregelmäßigkeiten unterschieden werden, die zwar ebenfalls eine natürlich-artikulatorische Basis haben können, jedoch entweder von morphologischen oder von lexikalischen Umgebungen gesteuert werden. Ihre Aufgabe ist es auch, die Folgen morphologischer Operationen phonologisch akzeptabel zu machen. Dabei kümmern sie sich auch um die Ausnahmen, z.B. um Suppletion. Morphonologische Strukturregelmäßigkeiten sind in der Regel bewußt und kontrollierbar, sie sind dichotomisch und kategorisch, d.h. nicht von äußeren Faktoren wie Sprechgeschwindigkeit oder Formalität wesentlich gesteuert. Beispiele wären etwa die Akzentzuweisung oder die Verteilung des

„schwa mobile“ in den Suffixen des Deutschen (*dunkel* ~ *dunkler*, *regeln* ~ *Regler*).

Schließlich gibt es eine dritte Gruppe von Strukturregelmäßigkeiten, die die möglichen Morpheme und Wörter der Sprache beschreibt. Sie definieren das Phonemsystem einer Sprache und erfassen ihre phonotaktischen Restriktionen. Diese Strukturregelmäßigkeiten gelten „prälexikalisch“, also für die Stämme, meist aber auch noch innerhalb der Morphologie (bis zur Wortebene), sie können aber postlexikalisch verletzt werden. Beispiele wären etwa das Verbot der anlautenden velaren Nasale oder leichter Silben mit anderen als Schwa-Silbenträgern im Deutschen.

Zur adäquaten Modellierung des sprachlichen Repertoires von Sprechern und Sprechgemeinschaften, das einen Dialekt (Ortsdialekt, Regionaldialekt oder beide) enthält, muß dieser wie auch die (regionale) Standardvarietät als eigenständiges sprachliches System aufgefaßt werden (und nicht etwa aus ihr durch Variablenregeln o.ä. abgeleitet werden). Das Repertoire eines solchen Sprechers oder einer solchen Sprechgemeinschaft enthält also mindestens zwei Varietäten, die jeweils eine eigene vertikale Struktur haben. Die trochäischen Dialekte sind auf diesem theoretischen Hintergrund durch eine prosodische prälexikalische Strukturregelmäßigkeit gekennzeichnet, die sich folgendermaßen formulieren läßt:¹³

---

¹³ Prälexikalische Strukturregelmäßigkeiten sind dichotomisch, nicht skalar. Sie können deshalb nicht für phonetisch kontinuierliche Realisierungen verantwortlich sein. Die mir verfügbaren empirischen Quellen reichen nicht aus, um zu entscheiden, ob die trochäischen mittelhheinischen Formen Zwischenformen zur einsilbigen Standardrealisierung zulassen. Tun sie es (wie der Mittelhheinische Sprachatlas suggeriert), so müssen diese Zwischenformen Resultat eines (zusätzlichen) postlexikalischen Prozesses sein, z.B. einer Schwa-Reduktion.

Abb. (9)

Die Formulierung besagt, daß in den trochäischen Dialekten auslautende prälexikalische Sequenzen aus Sonorkonsonant und Frikativ/Sonorkonsonant durch eine zusätzliche V-Position aufgelöst werden, solange der Frikativ kein Sibilant ist. (Die leere V-Position wird durch einen Reduktionsvokal, der selbst großen phonetischen Schwankungen unterliegt, aufgefüllt). Der Standard-Varietät fehlt diese prälexikalische Strukturregelmäßigkeit.

Aber natürlich ist die horizontale Dimension eines Standard-Dialekt-Modells dadurch nicht ausreichend erfaßt, denn diese beiden Varietäten stehen ja nicht kontaktlos nebeneinander. Die Beziehung zwischen ihnen kann zwar je nach Region unterschiedlich ausfallen; in allen Regionen (und allen Repertoires) gibt es aber auf jeden Fall zahlreiche gemeinsame Strukturregelmäßigkeiten, die eine gewisse strukturelle Ähnlichkeit zwischen den beiden Teilen des Repertoires zur Folge haben. Im Modell werden diese Ähnlichkeiten durch gemeinsame prälexikalische, morphologische (lexikalische) und postlexikalische Regelmäßigkeiten erfaßt.

Damit sind die Beziehungen zwischen der dialektalen und der Standardseite des Repertoires aber noch nicht erschöpfend beschrieben. Die dialekt- und standardspezifischen prälexikalischen Strukturregelmäßigkeiten führen im bisherigen Modell zu lexikalischen Repräsentationen, die nichts miteinander zu tun haben. Es ist aber klar, daß z.B. im Bewußtsein der rheinländischen Sprachbenutzer die Standardform *fünf*

(die den prälexikalischen Strukturregelmäßigkeiten der Standardvarietät entspricht) und die Dialektform *fünëf* (die der obigen prälexikalischen Strukturregelmäßigkeit genügt) nicht beziehungslos nebeneinander stehen, sondern (vor allem aufgrund von semantischen, aber auch formalen Kriterien) zusammengruppiert werden. Jeder dialektalen lexikalischen Form wird ihre korrespondierenden Standard-Form zugeordnet bzw. umgekehrt. Dies geschieht über lexikalische *Korrespondenzbeziehungen*.¹⁴ Da sie Beziehungen zwischen Lexemen oder Wörtern herstellen, sind keine kontinuierlichen (skalaren) Übergänge möglich. Sie sind nicht vom Sprechtempo abhängig, und die Sprecher können sich die Ersetzung bewußt machen. Produktive prälexikalische Strukturregelmäßigkeiten werden auch auf Wörter der anderen Varietät, die übernommen werden, angewendet und passen diese der Struktur der Aufnahmevarietät an; es entstehen auf diese Weise neue Korrespondenzregeln.

Eine prälexikalische Strukturregelmäßigkeit (z.B. des Dialekts) kann aber auch umgekehrt ihre lexikalische Basis dadurch verlieren, daß neue Wörter der anderen Varietät (z.B. des Standards) nicht mehr (in den Dialekt) übernommen, d.h. der Phonotaktik der einen Varietät angepaßt werden; in diesem Fall kommen die alten dialektalen Wörter mit dialektaler Phonotaktik unter Umständen allmählich aus der Mode. Die Strukturregelmäßigkeit verliert ihre Produktivität. Die bestehenden Korrespondenzregeln werden u.U. von Generation zu Generation allmählich verlernt. Am Ende solcher lexikalischer Erosionsprozesse stehen Einzelformen, deren ursprüngliche Generalität (d.h. die dahinter stehende prälexikalische Strukturregelmäßigkeit) für die Sprecher nicht mehr erkennbar ist.

Weitere Durchdringungen der beiden Seiten des Repertoires können durch die Anwendung lexikalischer und postlexikalischer Regeln der einen Varietät auf phonologische Repräsentationen der anderen entstehen. Damit ergibt sich das Gesamtmodell in Abb. (10).

---

¹⁴ Sie entsprechen den „input switches“ in Dresslers und Moosmüllers „bidialektaler Phonologie“ (z.B. Moosmüller 1988).

Abb. 10

Auch hinter diesem Modell kann man Vorgänger, und zwar in der traditionellen Dialektologie, erkennen, besonders die Unterscheidung zwischen „Lautzwang“ und „Wortverdrängung“ – um den württemberger Dialektologen Karl Haag (1929/30) zu zitieren –, also zwischen lautgesetzlichem Wandel und Wort-für-Wort-Entwicklungen (vgl. Auer 1993).

Ersterer spielt sich im prä- oder postlexikalischen Bereich ab, letzterer in den Korrespondenzbeziehungen.

Doch ein letztes Mal zurück zu den westfränkischen Trochäen. Daß sie in einer bestimmten Phase der Sprachentwicklung Ergebnis einer produktiven prälexikalischen Strukturregelmäßigkeit gewesen sein müssen, läßt sich vor allem daran erkennen, daß auch alte (mhd.) Einsilbler sowie neuere Lehnwörter mit auslautender Konsonantenverbindung aus Sonorkonsonant und Frikativ oder Sonorkonsonant vom Svarabhakti erfaßt wurden (vgl. die Beispiele auf S. 59). Die Standardvarietät hatte hingegen zumindest über lange Phasen ihrer Entwicklung hinweg die prälexikalische Tendenz, in denselben Kontexten die alten Trochäen zu Einsilblern zu machen (vgl. S. 56). Entsprechend sind für die heutigen Sprachbenutzer Wortpaare wie *zwölf* – *zwelef*, *Kelch* – *kelich*, *Milch* – *melech*, *Storch* – *storech*, *fünf* – *fenef*, *Sturm* – *sturem* durch Korrespondenzbeziehungen aufeinander bezogen. Aber gibt es die prälexikalische Strukturregelmäßigkeiten überhaupt noch, durch die sie zustande gekommen sind? Die dialektale Regelmäßigkeit scheint ihre Produktivität bereits verloren zu haben.¹⁵ Neue Wörter wie *Girl* oder *Törn*, aber auch schon *Form* oder *Schorf* werden nicht mehr angepaßt, obwohl die phonologischen Kontexte für die 'Epenthese' vorlägen. Dazu paßt soziodialektologisch, daß die trochäischen Formen schon seit langem in den Städten nicht mehr gebraucht werden (vgl. Fußnote 3). Der Verlust der trochäischen Formen ist eine lexikalische Erosion, d.h. manche trochäischen Wörter verschwinden (in einer Dialektgegend) schneller als andere. Die Karten aus dem mittelhessischen Sprachatlas für die Wörter *Milch* (Abb. 11) und *Kirch(e)* (Abb. 12) zeigen diese Entwicklung.

¹⁵ Auch im Standard hat die Kraft der prälexikalischen Strukturregelmäßigkeit, die zum Verlust des Schwa geführt hat, nachgelassen. Neuere Wörter, die an sich Kandidaten für den Übergang zum Einsilbler wären, bewahren ihre Struktur: vgl. *Drillich*, *Zwillich*, *Tinnef*, *Gannef*/*Gennef*, *Walach* in Tab. 1. Vgl. auch die nicht-reduzierten CVC-Sequenzen in *Kappes*, *Schmackes*, *Ticket*, *Nippes*, die Raffelsiefen (1995) genauer analysiert.

Abb. (11) 'Epenthesevokal' im Wort *Milch* bei älteren/konservativen (links) und jüngeren/modernerer Sprechern (rechts) nach dem Mittelhheinischen Sprachatlas. Die Anzahl der trochäischen Formen ist von 260 auf 183 zurückgegangen, die der einsilbigen von 31 auf 149 angestiegen.

∥ I, -^I

∥ a, -²

- kein Symbol.

o Wegfall einer Variante

Abb. (12) 'Epenthesevokal' im Wort *Kirche* bei älteren/konservativen (links) und jüngeren/modernerem Sprechern (rechts) nach dem Mittelhheinischen Sprachatlas. Die Anzahl der trochäischen Formen ist von 119 auf 62 zurückgegangen, die der einsilbigen von 181 auf 243 angestiegen. Allerdings zeigt die Region zwischen Mosel und Nahe eine Zunahme der trochäischen Formen.

Im ersten Fall ist die Verwendung der Trochäen von einem recht hohen Ausgangsniveau deutlich zurückgegangen. Im zweiten Fall ist die Veränderung weniger eindeutig: während schon die älteren/immobilen Sprecher weit weniger trochäische Formen verwenden als bei *Milch*, sind die Verluste bei den jüngeren/mobilen Gewährspersonen im größten Teil des erfaßten Gebiets zwar massiv, in einem mittleren Streifen (etwa zwischen Mosel und Nahe) stehen jedoch dem Übergang zu den einsilbigen Formen in manchen Erhebungsorten auch umgekehrt neue Trochäen in anderen gegenüber.

7. Zusammenfassung

Ziel dieses Beitrags war es zu zeigen, daß die heutige Entwicklung in der theoretischen Phonologie auch für die Dialektphonologie von Interesse sein kann. Am umgrenzten Beispiel der sog. Vokalepenthese wurden einzelne Aspekte der Artikulatorischen Phonologie, der Autosegmentalen Phonologie/Silbenphonologie, der Natürlichen Phonologie, der Optimalitätstheorie und der Zweidimensionalen Dialektphonologie vorgestellt.

Die heutige phonologische Theoriebildung ist durch zahlreiche Neuerungen gekennzeichnet. Sie ist teils stärker als früher mit der phonetischen Beschreibung vernetzt, sie hat weitgehend auf Regeln im generativen Sinn verzichtet, sie bezieht teils systematisch Sprachwandel und sprachliche Variation ein und hat damit die strikt synchrone Orientierung aufgegeben, sie betrachtet prosodische Kategorien wie Silben oder phonologische Wörter als zentrale Theorieelemente und sie verzichtet auf struktureverändernde Transformationen wie Einfügungen oder Tilgungen zugunsten einer zeitgebundenen Modellierung des Sprechereignisses. All diese Entwicklungen machen es heute leichter als in den 60er bis frühen 80er Jahren, theoretische Phonologie und dialektale Phonologie aufeinander zu beziehen.

Die theoretischen Phonologen brauchen die Dialektologie, um nicht in den irrümlichen Glauben zu verfallen, das Deutsche sei identisch mit der Form der Standardvarietät, die sie (vielleicht) selber sprechen; aber auch die Dialektologie braucht die theoretische Phonologie, wenn sie einer Erklärung ihrer vielfältigen und reichen Datenbasis näher kommen will.

Literatur

- Antilla, Arto (1995): Deriving variation from grammar: A study of Finnish genitives. MS, Stanford University.
- Auer, Peter (1990): *Phonologie der Alltagssprache*. Berlin.
- Auer, Peter (1993): Bidimensionale Modelle für die Beschreibung von Standard-Dialekt-Variation und ihre Vorläufer in der deutschen Dialektologie. In: Viereck, Werner (Hg.): *Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses Bamberg 1990*. Bd. 2. S. 3-22.
- Auer, Peter (1994): Einige Argumente gegen die Silbe als universale phonologische Hauptkategorie. In: Ramers, H./Vater, H./Wode, H. (Hg.): *Universale phonologische Strukturen und Prozesse*. Tübingen. S. 55-78.
- Auer, Peter (1995): Modelling phonological variation in German. In: Werlen, I. (Hg.): *Verbale Kommunikation in der Stadt*. Tübingen. S. 9-37.
- Auer, Peter/Uhmann, Susanne (1988): Silben- und akzentzählende Sprachen. Literaturüberblick und Diskussion. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 7, 2, S. 214-259.
- Braun, Edith/Mangold/Max (1984): *Saarbrücker Wörterbuch*. Saarbrücken.
- Browman, Catherine P./Goldstein, Louis (1991): Gestural structures: distinctiveness, phonological processes, and historical change. In: Mattingly/Studdert-Kennedy (Hg.): *Modularity and the motor theory of speech perception*. Hillsdale. S. 313-338.
- Browman, Catherine P./Goldstein, Louis (1992): Articulatory phonology: An overview. In: *Phonetica* 49, S. 155-180.
- Eisenberg, Peter (1991): Syllabische Struktur und Wortakzent. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 10, 1, S. 37-64.
- Haag, Karl (1929/1930): Sprachwandel im Lichte der Mundartgrenzen. In: *Teuthonista* 6, I, S. 1-35.
- Hinskens, Frans (1995): What can sociolinguistics offer phonological theory – and vice versa? MS, Universität Nijmegen.
- Itô, Junko (1989): A prosodic theory of epenthesis. In: *Natural Language and Linguistic Theory* 7, S. 217-259.
- Kaltenbacher, Erika (1996): Zur Geschichte der deutschen Prosodik. Aspekte einer historischen Typologie. In: Butt, Matthias/ Fuhrhop, Nanna (Hg.): *Wortphonologie*. (= Sonderheft Germanistische Linguistik).
- Kiparsky, Paul (1994): An OT perspective on phonological variation. MS, Stanford University. (= Vortrag auf NWAVE Okt. 1994).
- KDSA = Veith, W.H./Putschke, W., (Bearb.) (1984): *Kleiner Deutscher Sprachatlas*. Tübingen.
- Kröger, Bernd J. (1993): A gestural production model and its application to reduction in German. In: *Phonetica* 50, S. 213-233.
- Luxemburgisches Wörterbuch. Luxemburg, 1950ff.
- Mittelrheinischer Sprachatlas. Hrsg. von G. Bellmann. Mainz.

- Moosmüller, Sylvia, (1988): Sociophonology, in: Auer, P./Di Luzio, A. (Hg.) (1988), *Variation and Convergence*. Berlin: de Gruyter, S. 75-92.
- Pfälzisches Wörterbuch. Hrsg. von E. Christmann/Krämer, J./Post, R. Wiesbaden. 1965ff.
- Prince, Alan/ Smolensky, Paul (1993): *Optimality Theory*. RuCCS TR - 2, Rutgers University.
- Pützer, Manfred (1988): *Die Mundart von Großrosseln*. Saarbrücken.
- Raffelsiefen, Renate (1995): *Conditions for stability: the case of schwa in German*. = *Theorie des Lexikons (Arbeiten des SFB 282) Nr. 69*. Düsseldorf.
- Rheinisches Wörterbuch. Bearb. von Josef Müller/Heinr. Dittmaier. Bonn. 1928ff.
- Sievers, Eduard (1901): *Grundzüge der Phonetik zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachenn*. 5. Aufl. Leipzig.
- Stampe, David (1972): *A Dissertation on Natural Phonology*. Ph.D. Thesis, University of Oregon. (Reprint 1979 bei Garland, New York.)
- Steitz, Lothar (1981): *Grammatik der Saarbrücker Mundart*. Saarbrücken.
- Vennemann, Theo (1986): *Neuere Entwicklungen in der Phonologie*. Berlin.
- Vennemann, Theo (1988): *Preference Laws for Syllable Structure*. Berlin.

Anhang

Tab (1):
Auslautende Verbindungen von Sonorkonsonanten und Frikativ/Sonorkonsonanten in der nhd. Standardvarietät und ihre Entsprechungen im Pfälzischen, Rheinfränkischen und Luxemburgischen. Varianten in [ ], seltene Formen in ( ).

nhd. std	Pfälz. Wb.	Rhein. Wb.	Luxembg. Wb.	nhd.	ahd.
<u>Laterale + /l/</u>					
<i>elf</i>					<i>eintif</i>
<i>zwölf</i>	<i>elf (elef)</i>	<i>elf, elef (ealef)</i> <i>zwölf, zwelef</i>	<i>elef, dlef, eilef</i> <i>zwielef (zwe(l)lef)</i>	<i>eilf</i> <i>zwe(n)f</i> <i>zwelef</i>	<i>zwelef</i> <i>skiluf/schelf</i> <i>wolf</i>
<i>Schilf</i>	<i>schilf</i>	<i>wolf, we(u)lff</i>	<i>wol(e)lef (woolef)</i>	<i>schilf</i> <i>wolf</i>	
<i>Wolf</i>					
<u>Laterale + /s/</u>					
<i>Hals</i>	<i>hals</i>	<i>hals, halts</i>	<i>hals</i>	<i>hals</i>	<i>hals</i>
<i>Fels</i>	<i>ffels</i>	<i>fels, felts</i>	<i>fiels, feels</i>	<i>hals</i> <i>vels</i>	<i>felts</i>
<u>Laterale + /c/</u>					
<i>Kelch</i>	<i>kelch (kelich)</i>	<i>kelch, kele(i)h</i>	<i>kielech, ke(i)llech</i>	<i>kel(i)ch</i>	<i>kelih</i>
<i>Milch</i>	<i>milch, millich</i> (miltsch, mellich)	<i>milch, mije(l)lich</i>	<i>mellech,</i>	<i>mil(i)ch</i>	<i>miluh</i>
<i>Molch</i>	<i>molch (mollich)</i>	<i>molech, molich</i> (ungebräuchlich)	(ungebräuchlich)	<i>mol(ŋ)e</i>	<i>mol(m)</i>
<i>solch</i>	<i>molch (mollich)</i>	(ungebräuchlich)	<i>dolch, dollech</i>	<i>solch</i>	<i>salih</i>
<i>Dolch</i>	<i>dolch (dolich)</i>	<i>dolch, dollech</i>	<i>dolch</i>	<i>fnhd, dollich</i>	?
<u>Laterale + /l/</u>					
<i>falsch</i>	<i>falsch</i>	<i>falsch (fa(:)ltsch)</i>	<i>falsch, fielsch</i>	<i>mnhd, vals</i>	<i>wal(ah)isc</i>
<i>welsch</i>	<i>welsch</i>	<i>welsch</i>	<i>welsch</i>	<i>wal(fu)tsch</i>	

Nasal + /f/

<i>funf</i>	<i>funf</i> (finf, finef, fenef)	<i>funf</i> , (finef, fenef)	<i>fennef</i>	<i>vūnf</i>	<i>finf</i>
<i>Hanf</i>	<i>hanf</i> , <i>hanef</i> (<i>hanft</i> , <i>hanif</i>)	<i>hanf</i> , <i>hanef</i> (<i>hunef</i> , <i>hanep</i> etc.)	<i>hunnef</i> , <i>hannef</i>	<i>hanef</i> / <i>hanif</i>	<i>hanaf</i>
<i>Senf</i>		<i>seuf</i> , <i>se fi fnef</i> <i>si fe fift</i> , <i>sineft</i> (semp, sin(e)ref)	(ungebräuchlich)	<i>sen(e)f</i>	<i>sen(e)f</i>

bilabialer Nasal + /s/*Wams*

wammes (wams)
wammes, *wam-*
mescht (f)
wambeis,
wambaz
 (>aftr.)

alveolarer Nasal + /s/

<i>Gans</i>	<i>gans</i> , <i>gāns</i>	<i>gans</i> , <i>gants</i>	<i>gans</i> , <i>gāns</i> (gus...)	<i>gans</i>	<i>gans</i>
<i>uns</i>		<i>uns</i> , <i>u:s</i> , <i>ous</i> , <i>o:s</i>	<i>ons</i> (eis, dis)	<i>uns</i>	<i>uns</i>

Nasal + /ç/

<i>manch</i>	<i>manch</i> , <i>mannich</i> <i>manjer</i> , <i>manni</i> <i>mönch</i> , <i>mülnch</i>	<i>manni(e)ch</i>	(nicht bel.)	<i>manec</i>	<i>manog</i>
<i>Mönch</i>		<i>minich</i> , <i>menich</i> <i>monich</i>	(nicht bel.)	<i>mün(e)ch</i> <i>mün(i)ch</i>	<i>munih</i>

Nasal + /ʃ/

<i>Flansch</i>	<i>flānsche</i> , <i>flan-</i> <i>sche</i>	<i>flānsche</i> , <i>flantsch</i>	<i>flānsch</i>	<i>vlānsch</i> (spñhd.) (nd.)	<i>men(fa)isco</i> <i>wunsch</i> (h)
<i>Flansch</i>	<i>flunsche</i>	<i>flunsche</i>	(nicht bel.)		
<i>Mensch</i>	<i>mensch</i>	<i>mensch</i>	<i>mensch</i>	<i>mensch(e)</i>	
<i>Wunsch</i>		<i>wunsch</i> , <i>wonsch</i>	<i>wonsch</i>	<i>wunsch</i>	

<u>/t/ + /t/</u> Dorf scharf Schorff Wurf	dorf (darf) scharf (schäref) schorff wurf	dorf, dorep scharf (scharep) (nicht bel.) wurf, worf. (woref, warep)	scharf, scharef schorff (nicht bel.)	dorf scharf(pl) schorff wurf	dorf <thorff </thorff scurff schorf, scurf wurf
<u>/t/ + /d/</u> durch Pferch Storch	durch, dorch (dorich, da- rich, doich) pferch, per(s)ch (perrich)	du(o)ach du(o)rich pferch, perich storch, storech	durech, duurch dorech perch, perrich storch, storech, sturech	dur(ch) pferrich storch(e)	duru thuru(c)h pferrih store, storah
<u>/t/ + /ʃ/</u> Arsch barsch/Barsch Bursch forsch Hirsch Marsch/Marsch Pirsch	arsch (aarsch) barsch borschi(t) forsch, fosch hirsch, harsch marsch pirsch, birsch	arsch, a'sch barsch (bersch, boisch) bursch, borsch forsch hersch, heasch, hilfe/rsch marsch	aasch borschi (nicht bel.) hirsch, hiersch marsch	ars bars (fnhd.) (19. Jh., nd.) hirz (17. Jh. frz., bzw. nd.) (mhd. pirsen > frz. berser)	ars bars hir(u)z

Lateral + Nasal

<i>Halm</i>	<i>halm, halmen, halme</i>	<i>halm, halem (helem, helmen)</i>	<i>halem (hallemen, hellem)</i>	<i>halm</i>	<i>halm</i>
<i>Helm</i>	<i>helm</i>	<i>helm, helem</i>	<i>hellem</i>	<i>helm</i>	<i>helm</i>
<i>Olm</i>	(nicht bel.)	(nicht bel.)	<i>ollem</i>	<i>olm</i>	<i>olm</i>
<i>Qualm</i>	<i>qualm</i>	<i>qualm</i>	<i>quallem</i>	<i>twalm(?)</i>	<i>twalm(?)</i>
<i>Salm</i>	<i>salm</i>	<i>salm, salem, salmen</i>	<i>salem, saalm</i>	<i>salm(e)</i>	<i>salm(o)</i>
<i>Schelm</i>	<i>schelm, (schellem)</i>	<i>schelm, schelem</i>	<i>schellem</i>	<i>schelme</i>	<i>skelmo</i>

/t/ + bilabialer Nasal

<i>arm, Ärm</i>	<i>arm, arem</i>	<i>arm (arem)</i>	<i>aarem, aarm</i>	<i>arm</i>	<i>ar(o)m</i>
<i>Darm</i>	<i>darm, daarem</i>	<i>darm (dorm)</i>	<i>darem, daarm</i>	<i>darm</i>	<i>darm</i>
<i>Lärm</i>	<i>lärm, läremen</i>	<i>lärm, lärem</i>	<i>lärem</i>	<i>fuhd, lerman</i>	<i>darm (>frz. alarme)</i>
<i>Schirm</i>	<i>sch{u,e}rm</i>	<i>sch{e}rm (sch{e}rem)</i>	<i>schirem, schiirm</i>	<i>sch{e}rm</i>	<i>skirm</i>
<i>Schwarm</i>	<i>schwarm</i>	<i>schwarm (schwarem)</i>	<i>schwarem</i>	<i>swarm</i>	<i>swarm</i>
<i>Sturm</i>		<i>stu(o)rm, sturem</i>	<i>sturem, stu(e)rm</i>	<i>sturm</i>	<i>stu(o)rm</i>

/t/ + alveolarer Nasal

<i>Dorn</i>	<i>dorn (dore, da'n)</i>	<i>dorn (dore(n))</i>	(nicht bel.)	<i>dorn</i>	<i>dorn, thorn</i>
<i>Farn</i>	<i>farn (faare, faarem)</i>	<i>farn, fare(n)</i>	<i>far (farel)</i>	<i>varn, varn</i>	<i>farn, farn</i>
<i>fern</i>	<i>färe, fer (fern)</i>	<i>fern, feren, fe(n)</i>	<i>fär (fären)</i>	<i>ferren(e)</i>	<i>ferrana, fer-ranan</i>
<i>gern</i>	<i>gern, geren (gare)</i>	<i>gern, gere (jer)</i>	<i>gären, gür (jieren, jeren)</i>	<i>germ(e)</i>	<i>germo</i>

Garn	garn (gaare(n))	gar(n), gare(n)	gar (garen, go- ar(e)n)	garn	garn
Horn	horn, harn	ho(r)n (hore(n))	har (huer)	horn	horn
Hirn	hirn, hern (häre)	hirn, hire(n) (heren)	hir, hirren (harren)	hirn(e)	hirn(i)
Kern	kern, kären (käre) (kernen)	ker(n), keren, keen, kei	kär, kier (kären, kidren)	kern(e)	kern(o)
Korn	korn (kore, koe)	korn, koren, kor	kar, kor (kueren, korren, kuarren ...)	korn	korn

---

/t/ + /l/	(ke(r)) (ka(r))	kerl, keal, kial	kärel (kierel, kät- rel)	mndd. kerle
Kerl	quir'l	quir'l	(nicht bel.)	twir(e)l
Quirl				dwir'l

---

nicht-kontrahierte nhd. Standard-Formen:

*VIVç Wallach		wallach[k], wa- le(r)	(15. Jh. > Wallachei)
Drillisch		drilich, drillich	dr[e]ll(ich), drille dril(i)ch
*VnVç Kranich		(nicht bel.)	kranecht kranche(e) näh
*VbVf Tinnef	(nicht bel.)	(nicht bel.)	(19. Jh. > wjidd.)
Ganneff/Geneff	ganf, gamf	(nicht bel.)	(19. Jh. >wjidd.)